



Sendung vom 12.03.2001

Dr. Martin Bogdahn
Ehemaliger stellvertretender Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in
Bayern
im Gespräch mit Christoph Lindenmeyer

Lindenmeyer: Was Sie immer schon über Gott und die Welt wissen wollten, meine Damen und Herren, werden Sie in diesem Alpha-Forum, in diesem Gespräch nicht alles erfahren. Aber vielleicht gibt es einige Antworten auf Fragen wie: Muss ein Bischof eigentlich immer fromm sein? Wie modern darf ein Pfarrer sein? Gibt es Humor in der Kirche? Wie lange braucht ein Pfarrer eigentlich, um seine Predigt zu verfassen? Was macht er, wenn ihm nichts mehr einfällt? Wir sagen aber jetzt nicht "oh Gott, Herr Pfarrer", sondern ich sage, willkommen, Herr Doktor Bogdahn. Martin Bogdahn ist der Regionalbischof der Evangelischen Kirche im Kirchenkreis München-Oberbayern. Er ist, wie ich dazu sagen muss, noch im Amt, denn er geht allmählich in den Ruhestand: Im März wird es so weit sein. Sie sind der langjährige ständige Stellvertreter des bayerischen Landesbischofs in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche. Wären wir beide katholisch, dann würde ich jetzt diese Sendung überschreiben mit dem Titel "Abschied von Hochwürden". Wir sind aber beide evangelisch und deshalb möchte ich Ihnen eine Frage stellen, die uns vor einiger Zeit unmittelbar nach einem solchen Alpha-Forum beschäftigt hat, nach einem Gespräch mit Johanna Haberer, die für das Amt des Landesbischofs in dieser Kirche kandidiert hatte. Nach dem Gespräch vor der Kamera mit dieser bekannten Theologin kam die Frage auf mich zu: Warum haben die Evangelischen eigentlich keinen Papst und warum haben sie überhaupt eine so komplizierte Struktur?

Bogdahn: Nun, das sind zwei Fragen: die Frage nach dem Papst und die Frage nach unserer eigenen Struktur. Die Tatsache, dass wir keinen Papst haben, hängt natürlich mit der Reformation und mit dem Entstehen der evangelischen Kirche zusammen. Denn ein Hauptimpuls war damals eben die Loslösung vom Papsttum. Martin Luther hatte an diesem Punkt einen übergroßen Eifer entwickelt, weil der Papst ihn bedroht und ihm sozusagen die Lehrerlaubnis entzogen hatte: Deswegen war der Protest gegen das Papsttum ein Teil der Reformation. Dass sich die Kirchen der Reformation dann auf der Basis der alten Fürstentümer selbständig organisieren mussten, hatte eine sehr komplizierte Organisationsstruktur zur Folge. Es fehlt ein einheitliches Oberhaupt und es entwickelten sich Landeskirchentümer bis heute. Jede Kirche hat eine eigene Leitungsstruktur; selbst die entsprechenden Titel sind von Kirche zu Kirche unterschiedlich. Die Ebene, die ich z. B. inne habe, heißt in Baden-Württemberg Prälat, in Hessen ist das der Probst, in anderen Kirchen heißt sie Generalsuperintendent. So ist allein schon die Vergleichbarkeit der Kirchenstruktur innerhalb der evangelischen Kirchen schwierig. Ich möchte das gleich am Anfang sagen: Es ist schon eine Hauptaufgabe, wie man aus dieser Vielfalt zu einer größeren Einheit kommen kann. Ich finde, das ist eine Aufgabe, die uns gestellt ist.

Lindenmeyer: Nun habe ich Sie mit einem Titel angesprochen, der in der evangelischen Kirche ja vergleichsweise neu ist, nämlich mit dem Titel "Regionalbischof". Früher hat man in dem Fall vom Kreisdekan gesprochen. Was ist eigentlich die Aufgabe eines Regionalbischofs? Wir machen hier natürlich kein Kirchenrecht, wir können das aber doch auch für diejenigen Zuschauer ein wenig erhellen, die katholisch sind und sich im Protestantismus nicht ganz so gut auskennen. Es gibt also den Landesbischof und es gibt kirchenleitende Organe wie die Landessynode, es gibt den Landessynodalpräsidenten und den -ausschuss. Der Landesbischof hat also unter sich einzelne Regionalbischofe: Kann man das mit der Funktion eines Weihbischofs vergleichen?

Bogdahn: Wenn man es vom Katholischen her denkt, dann könnte man es so deuten und sagen, dass die sechs Regionalbischofe, die es in unserer Kirche gibt, faktisch Weihbischofe sind. Das heißt, sie vollziehen Aufgaben, die eigentlich der Landesbischof hätte, aber in dieser großen Kirche, die ja ganz Bayern umfasst, gar nicht schaffen kann. Deswegen haben die Regionalbischofe in einem bestimmten Bereich echte bischöfliche Aufgaben: Dieser Bereich stimmt bei uns in etwa mit den Regierungsbezirken überein. Da geht es zum einen um die Ordination der Pfarrer, um die Einweihung wichtiger kirchlicher Gebäude oder Einrichtungen, um die Repräsentanz der Kirche in diesem Bereich, denn ich bin sozusagen der regionale Sprecher der evangelischen Kirche. Das sind Bischofsfunktionen, die der Bischof für die ganze Kirche und die Regionalbischofe für ihre Region wahrnehmen. In unserer Kirchenverfassung sind die Aufgaben von Bischof und Regionalbischof sehr parallel beschrieben. Der Bischof hat eben die gesamtkirchliche Repräsentanz inne und ist darüber hinaus ein eigenständiges kirchenleitendes Organ. Wir dagegen sind in ein Organ eingefügt, in den so genannten Landeskirchenrat, dem der Landesbischof vorsitzt.

Lindenmeyer: Wie lange brauchen Sie, um eine Predigt zu schreiben?

Bogdahn: Einen Tag.

Lindenmeyer: Einen ganzen Tag?

Bogdahn: Ja, ich brauche einen ganzen Tag dafür, denn dann habe ich genügend nachgedacht, mich genügend gesammelt und Abstand gewonnen vom täglichen Einerlei und kann mich auf ein Thema, auf eine Situation, auf bestimmte Hörer und Hörerinnen einstellen. Wenn ich weniger als einen Tag Zeit habe, dann wird das, wie ich gemerkt hat, oberflächlich oder zu hastig.

Lindenmeyer: Sie repräsentieren die evangelische Kirche ja nicht nur intern in den Gemeinden, sondern auch in der Öffentlichkeit. Passiert es Ihnen denn gelegentlich, dass Sie sich aus Gründen der Arbeitsvereinfachung auch selbst zitieren?

Bogdahn: Ja, das läuft bei mir schon auch wie bei Politikern: Man muss gute Erkenntnisse auch vielfältigen können, man muss sie später noch einmal vortragen können. Bei einer Predigt erreiche ich meinetwegen 200, 300 Leute und Sonntag darauf bin ich dann schon wieder ganz woanders: So kann ich, wenn ich einen guten Gedanken hatte, diesen durchaus noch einmal vortragen. Allerdings ist bei einem Menschen in meinem Amt die Gefahr groß, dass Dinge veröffentlicht werden: Wenn diese Ausführungen von mir bereits in der Zeitung gestanden haben, dann kann ich natürlich nicht am Sonntag darauf das Gleiche noch einmal sagen. Deswegen bin ich im Hinblick auf das Wiederholen von eigenen Äußerungen doch ein wenig vorsichtig.

Lindenmeyer: Sie haben vor vielen Jahrzehnten Theologie studiert: Vor ungefähr 40 Jahren waren Sie Theologiestudent in verschiedenen Städten wie Erlangen

oder Heidelberg. Sie haben aber auch noch in anderen Städten studiert.

Bogdahn: Ja, ich habe in Neuendettelsau angefangen. Dort gibt es eine bayerische kirchliche Hochschule: Das ist eine Besonderheit.

Lindenmeyer: Dort lernt man auch Hebräisch.

Bogdahn: Ich habe dort Griechisch gelernt, denn in der Schule hatte ich nur Latein, weil ich auf einem neusprachlichen Gymnasium gewesen war. Die Theologen müssen aber nun mal Latein, Griechisch und Hebräisch können. Danach bin ich Ende der fünfziger Jahre für zwei Jahre nach Berlin gegangen; das war noch vor dem Mauerbau. Dort lernte ich dann Hebräisch und vieles andere. Berlin habe ich als Stadt wirklich genossen: Dieses Berlin am Ende der fünfziger Jahre war für mich eines der größten Jugendereignisse. Danach bin ich nach Heidelberg gegangen: Das war die Metropole der evangelischen Theologie mit den besten Professoren in diesem Land. Am Schluss ging ich dann nach Erlangen. Dort bin ich einem wichtigen Mann begegnet, dem ich bis heute sehr viel verdanke: Das war Professor Wilfried Jöst.

Lindenmeyer: Ich habe Ihnen diese Frage gestellt, weil ich gerne eine Antwort hätte auf folgende Frage: Haben Sie sich in Ihrer Glaubenssituation, in Ihrer Frömmigkeit verändert, wenn Sie sich heute mit dem Studenten Martin Bogdahn und seiner Erwartungshaltung vor 40 Jahren vergleichen?

Bogdahn: Ich kann bei mir natürlich eine Entwicklung beobachten, ein Gefälle, ein Auf und Ab, einen Aufstieg oder Abstieg – das kann man nämlich gar nicht so genau sagen. Ich bin in einem so genannten pietistischen Elternhaus aufgewachsen: Das ist innerhalb der evangelischen Kirche eine bestimmte Frömmigkeitsrichtung, die sich vom allgemeinen kirchlichen Frömmigkeitsbewusstsein noch einmal abhebt. Meine Eltern waren sehr streng und auch sehr streng gläubig. Die Hinwendung zur normalen evangelischen Landeskirche war daher für mich fast schon ein Befreiungsakt. Ich habe dort die Kirche als eine große Gemeinschaft erfahren, ohne diese engen Grenzen, ohne diese engen Vorschriften: Darin habe ich mich sehr wohl gefühlt. Für mich war das ein wichtiger Impuls für mein Theologiestudium. Erst allmählich habe ich gemerkt, dass mir die Wurzeln, die meine Eltern in mich eingepflanzt hatten, auch wichtig sind und wichtig geblieben sind. Das kam aber erst nach und nach wieder zum Vorschein. Diese Entwicklung vom überstrengen Elternhaus zu einem freien lutherischen Christen habe ich genossen und auch gerne vollzogen. Von daher war ich eben auch immer gerne Mitglied in dieser evangelisch-lutherischen Kirche.

Lindenmeyer: Für Sie war also immer klar, dass Sie Pfarrer werden möchten? Sie hatten keinen anderen Berufswunsch?

Bogdahn: Doch, ich habe mein Abitur ja noch mit einem ganz anderen Berufswunsch gemacht. Ich wollte eigentlich Hochfrequenztechnik studieren. Das wäre schon damals eine sehr zukunftsweisende Entscheidung gewesen, denn man muss ja nur mal daran denken, wozu dieses Gebiet z. B. in der Computertechnik geführt hat. Ich hatte mich für dieses Fach an der Technischen Hochschule in München auch schon angemeldet. Erst nach dem Abitur bekam ich aber meine Zweifel, ob ich wirklich Zeit meines Lebens mit Schaltungen, Apparaten und Berechnungen zu tun haben möchte oder ob mir nicht die Menschen und der Kontakt zu ihnen doch wichtiger wäre. Das war für mich das Hauptmotiv, noch einmal kurzfristig umzuschalten und mich für das Theologiestudium anzumelden. Das war der Impuls, der mich damals geleitet hat.

Lindenmeyer: Als Regionalbischof haben Sie es heute ja auch noch mit Apparaten zu tun, wenn auch nur in einem übertragenen Sinn. Ich wollte deshalb wissen, wie Sie sich in all diesen Jahren verändert haben, weil ich mir vorstellen kann,

dass es auch für einen Regionalbischof mal Situationen geben kann, in denen er meinetwegen beim Abfassen einer Predigt – Sie sagten, Sie arbeiten einen Tag daran – nicht weiterkommt, in denen sich eine Sprachlosigkeit einstellen kann, in denen Sie sich sagen, dass Sie sich das im Grunde genommen auch nicht erklären können. Kennen Sie solche Situationen, ohne nun gleich zum Brecht'schen Lob des Zweifels greifen zu müssen? Kennen Sie also solche Momente der Anfechtung, wie man innerkirchlich sagt, solche Momente der Verzweiflung und der Suche?

Bogdahn: Die Anfechtung oder der Zweifel stellen die Kehrseite des Glaubens dar. Es gibt nur dann einen starken Glauben, wenn man auch weiß, was die Kehrseite ist. Das ist ja überhaupt so im Leben eines Menschen: Alle positiven Erfahrungen werden immer nur auf einem negativen Hintergrund gemacht. Was Gesundheit ist, weiß man, weil es Krankheit gibt. Was Liebe ist, weiß man, weil es Hass gibt. Wenn es all das nicht gäbe, dann wüsste man auch den Wert des Anderen nicht zu schätzen. Der Glaube ist also in seiner Kehrseite permanent vom Zweifel begleitet. Wer das nicht erfährt und nicht weiß, hat im Grunde genommen nur einen oberflächlichen Glauben. Je mehr ich Theologie studiert habe, je mehr ich mich mein Leben lang mit dieser Sache beschäftigt habe und sie auch anderen Menschen vermittelt habe, umso größer sind bei mir innen drin auch die Fragen geworden. Es ist nicht so, dass da die Gewissheit gestärkt worden wäre, sodass ich heute sagen könnte, ich wäre nun quasi ein Meister im Glauben. Stattdessen ist es so: Je mehr ich von Gott zu ahnen glaubte, umso stärker beeindruckten mich die Augenblicke, in denen mir alles sehr fern, sehr wenig greifbar und sehr fraglich schien. In diesen Augenblicken musste ich jedes Mal wieder zu meinen Anfängen zurückkehren. Dies ist also ein Prozess, der mich dauerhaft begleitet. Ich bedauere nur, dass in der Fülle der Verpflichtungen, die mein Amt mit sich gebracht hat, die Zeit zum Nachdenken, zum In-mich-Gehen zu kurz gekommen ist bzw. oft nicht ausgereicht hat, um die Reserven wieder auffüllen zu können, die es bräuchte, um zu dem Maß an Gewissheit zu kommen, ohne das man diesen Beruf nicht ausfüllen kann.

Lindenmeyer: Das sagen Sie nun einfach so: Das ist das Burning-Out-Syndrom, das ja viele Pfarrer kennen, ebenso wie Lehrer oder auch Sozialarbeiter. Wie kann man das ändern? Denn es muss doch eine Situation geben können wie z. B. bei Wissenschaftlern und ihrem Sabbatjahr, in dem sie aus ihrem beruflichen Prozess aussteigen können, um wieder Zeit fürs Nachdenken und fürs In-sich-Gehen zu haben.

Bogdahn: Das braucht es ganz dringlich. Wir haben diesen Tatbestand wirklich zu lange missachtet und gedacht, man könne immer geben, immer produzieren, immer etwas bieten. Wir haben dabei missachtet, dass man sich selbst ja auch regenerieren muss. Für mich war die schon erwähnte Predigtvorbereitung lange Zeit ein solcher Prozess. Wenn ich einen halben Tag nur nachdenke, mich hinlege oder auch nur meditiere, dann ist das bereits ein Stück dessen, was hier nötig ist: ein Stück, das freilich immer noch zu sehr zweckgebunden ist, denn man muss am Schluss ja immer etwas erreichen. Deswegen ist die Ruhe nicht ausreichend, die in einen Menschen auch einkehren können muss.

Lindenmeyer: Das muss ich jetzt genau wissen: Sie legen sich also hin, und jemand, der das von außen betrachtet, würde dann sagen, dass Sie schlafen, dass Sie faul seien. Sie jedoch sagen, dass Sie in diesem Moment arbeiten, dass es in Ihnen arbeitet. Wie geht das genau?

Bogdahn: Ich lasse die Gedanken schweifen, ich höre in mich hinein und ich versuche die vielen Stimmen, die auf mich einwirken, ebenso wie die Erinnerungen, die Dinge, die zu regeln sind, die Planungen ein Stück weit hinter mir zu lassen. Ich versuche also einen Moment der Stille zu genießen, die es möglich macht, auch jene andere Stimme in mir zu hören, auf die es im

Glauben ja eigentlich ankommt. Man kann das auch die Stimme Gottes nennen. Aber sie ist nicht leicht zu hören, denn sie wird oft überdeckt von vielen anderen Stimmen und Eindrücken. Um in diesen meditativen Zustand zu kommen, braucht es Zeit und Abstand. Der Predigttag ist also eine Möglichkeit, aber er reicht nicht aus. Es gibt heute Meditationslehren, die sagen, dass man jeden Tag eine halbe Stunde braucht, dass man in der Woche drei Stunden braucht, dass man in einem Vierteljahr ein ganzes Wochenende braucht, um diesen Regenerationsprozess leisten zu können. In diesem Ausmaß wird wohl bei keinem Theologen die Zeit dafür ausreichen, aber wir müssten uns dem doch ansatzweise ein wenig annähern. Wir sind auf diesem Gebiet fast alle noch Lernende: Wir lernen alle erst noch das ABC der Meditation. Für mich kann ich das jedenfalls so sagen und ich habe ja auch mit vielen Kolleginnen und Kollegen, mit vielen Pfarrerinnen und Pfarrern Kontakt, bei denen ich das Gleiche beobachten kann. Aber das Bewusstsein, dass hier ein Schatz liegt und dass wir uns innerlich bereichern können, ist doch gewachsen in letzter Zeit, ist neu geschärft worden.

Lindenmeyer: Was tun Sie denn, damit Sie die Bodenhaftung nicht verlieren, wenn Sie auf der Kanzel stehen? Wie stark bleiben Sie also an den Menschen dran, an die Sie "hinpredigen"?

Bogdahn: Sie sprechen damit die zweite Ebene an, die einen Pfarrer prägen sollte. Die eine Ebene haben wir soeben ansatzweise besprochen: Das ist die innere Seite und die Seite des Glaubens und der Vergewisserung. Die andere Seite ist die Seite der Lebensnähe, der Wirklichkeitsnähe und des Bewusstseins, ein Zeitgenosse der Menschen zu sein, mit denen man zu tun hat. Auch hier ist die Kirche nicht schon automatisch zeitgenössisch und präsent. Stattdessen kann es durchaus sein, dass da jemand in einer Scheinwelt lebt, abhebt und im Grunde genommen die Menschen mit ihren täglichen Sorgen gar nicht versteht. Ich habe oft gesagt, dass einen Pfarrer das Studium seiner eigenen Zeit genauso viel Zeit kostet wie das Bibelstudium, um predigen zu können. Er muss wissen, was heute gedacht wird, wo die Sorgen der Leute liegen und wohin nun eine Botschaft gesprochen werden muss. Dieses Studium der eigenen Zeit kann auf verschiedene Weise geschehen: Das kann man durch Lesen, durch Zeitung lesen machen, aber auch durch Gespräche, durch die Begegnung mit Menschen in alltäglichen Zusammenhängen oder durch Theater und Kino, denn ich halte z. B. das Kino für ein besonders wichtiges Medium, weil es die Zeit zusammengerafft darstellen kann. So könnte man sich kundig machen, was die Zeit, was die Uhr geschlagen hat.

Lindenmeyer: In den sechziger Jahren hat ein interessanter englischer Bischof, John A. T. Robinson, ein damals wirklich weltbekanntes Buch geschrieben, "Honest To God", also "Ehrlich gegenüber Gott". Damals ging es im Grunde genommen um die weltliche Rede von Gott: Wie kann man heute in dieser Welt, in dieser säkularen Welt, in einer Welt, in der die Kirche nicht überall im Mittelpunkt der Gesellschaft steht, überhaupt noch ankommen bei den Menschen? Wenn man all diese Prozesse innerhalb der Theologie mit berücksichtigt ebenso wie die Veränderung in der Kirche selbst, dann stellt sich heute doch eine wichtige Frage: Wie politisch dürfen Pfarrer sein, wie politisch kann Kirche sein?

Bogdahn: Der Ansatz des "honest to god" lautete ja bei uns "Gott ist tot": So hieß damals die radikale deutsche Formulierung dieses Ansatzes. Denn der Gott, den man sich vorstellen kann, ist tot: Leben tut ein anderer Gott, der nicht vorstellbar, der nicht fassbar ist. Das war der Ansatz, der auch gleichzeitig eine starke Hinwendung zur Weltlichkeit der Religion und des Menschen implizierte. Insofern kam dann natürlich auch die Frage nach der politischen Bedeutung der Kirche und des Glaubens auf. In der evangelischen Kirche gab es in dieser Frage über eine sehr lange Zeit

hinweg sogar eine Polarisierung. Die einen haben sich sehr stark sozialen und politischen Themen zugewandt, während die anderen das für eine Todsünde, für eine Entfernung vom Evangelium, von der eigentlichen Sache Gottes hielten.

Lindenmeyer: Haben Sie das auch selbst noch so erlebt?

Bogdahn: Das habe ich sogar noch sehr stark selbst so erlebt. Ich war in den sechziger Jahren, also auch in den Jahren um 1968 herum, hier in München Pfarrer, als diese Frage in der Kirche sehr, sehr stark diskutiert worden ist. Da gab es innerhalb der Pfarrerschaft eine echte und große Polarisierung: Wir hatten große Streitgespräche und es gab geradezu Anfeindungen unter den Pfarrern. Auch in der Landessynode, in die ich dann gewählt worden bin, war es so gewesen. Jetzt aber, in den letzten elf Jahren, in denen ich nun mein jetziges Amt ausübe, ist es an diesem Punkt ruhiger geworden. Diese Polarisierung zwischen geistlicher und politischer Kirche, wenn ich das mal so nennen darf, gibt es heute nicht mehr. Heute gibt es das allgemeine Bewusstsein, dass die Kirche immer auch eine politische Verantwortung hat, einen Auftrag hat, in Lebensfragen, die auch politische Fragen genannt werden können, mitzuwirken – mindestens als prägende und das ethische Bewusstsein schärfende Kraft. Wenn ich mir die aktuelle Frage der Genforschung ansehe, dann stelle ich fest, dass das eine eminent ethische Frage ist. Die ganze Frage der Wirtschaft, des Marktes, des Kommerzes ist eine ethische Frage. In allen Grundfragen: zur Umwelt, zur Gesundheit, zur "Dritten Welt" usw. – stecken ethische Grundfragen drin. Und deshalb hat hier die Kirche auch eine Verantwortung. Aber das ist sozusagen nicht der Hauptauftrag der Kirche, sondern eine Folge aus der Botschaft, die die Hauptaufgabe der Kirche darstellt.

Lindenmeyer: Sie sagten soeben, dass Sie Pfarrer in der Großstadt München waren: Sie waren Pfarrer in München-Schwabing. Gegen Ende Ihrer aktiven Tätigkeit - ich glaube, es war im letzten Jahr – haben sie einmal gesagt, Sie hätten einige Dinge nicht geschafft. Unter anderem sei es Ihnen nicht gelungen, die evangelische Kirche bei einem Großteil der Gesellschaft in dieser Großstadt, in dieser Landeshauptstadt München präsenter zu machen. Wie erklären Sie sich solche Versäumnisse? Wie erklären Sie sich eine solche Gesellschaft, die nicht empfänglich ist für den Fakt "evangelische Kirche" oder auch für die Rede dieser evangelischen Kirche?

Bogdahn: Hier stehen wir vor einem Sonderproblem in München. Diese Situation ist allenfalls noch mit der einen oder anderen deutschen Großstadt vergleichbar. In München ist die Situation aber doch auch noch einmal anders als in Frankfurt, Hamburg oder Berlin, weil München von der Geschichte her eine katholisch geprägte Stadt war. Die gesamte Altstadt z. B. ist von katholischen Kirchen dominiert: Hier sind wir als evangelische Kirche auch baulich gar nicht präsent. Die Evangelischen sind erst vor 200 Jahren zunächst einmal mit einzelnen Personen in München zugewandert. Erst im Jahr 1833 gab es die erste evangelische Kirche in München: die Matthäuskirche. In den folgenden 150 Jahren hat sich denn die Zuwanderung von evangelischen Menschen nach München verstärkt, sodass wir heute hier im Großraum München mit 300000 evangelischen Christen eine – allerdings sehr große – Minderheit darstellen. Ein Viertel der Christen, die heute in München kirchlich gebunden sind, sind also evangelische Christen. Aber diese Menschen sind in der überwiegenden Zahl zugewanderte Menschen, die hier kein Heimatgefühl haben und auch keine Verwurzelung besitzen. Sie besitzen daher auch keine Form einer gesellschaftlichen Tradition oder Anerkennung. Wenn man in München oder in Oberbayern von der Kirche spricht, dann meint man meistens die katholische Kirche. Die Evangelischen müssen dann erst immer noch sagen: "Hallo, wir sind auch da." Dieses Wir-sind-auch-da ist noch nicht

genügend im Bewusstsein verankert.

Lindenmeyer: Wie machen Sie das, wenn Sie sagen, "hallo, wir sind auch da"?

Bogdahn: Ich habe nun in elf Jahren bei vielen Reisen und Auftritten durch Oberbayern und in München immer wieder unsere Daseinsberechtigung und unser Heimatrecht nicht nur gefordert, sondern auch repräsentiert. Ich habe gesagt, dass wir Evangelischen gerne hier sind, dass wir ein Teil von Oberbayern und München sind, dass wir sogar die große katholische Kirche im religiösen Sinne zu mehr Toleranz befähigen, weil sie mit uns leben muss und kann und weil sie durch uns bereichert wird, so wie auch umgekehrt wir durch sie bereichert werden. Durch dieses immer wiederkehrende Anmahnen: nicht in einem bedrohlichen, sondern in einem freundlichen Sinne, weil ich das tatsächlich als einen Reichtum empfinde – ist es durchaus gelungen, auf vielen Ebenen in einer stärkeren Weise anerkannt zu sein, als das noch vor Jahren oder Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Das ist aber nicht mein Verdienst alleine, denn daran wirken natürlich viele andere mit. Ich habe jedoch diesen Impuls gestärkt, dass Evangelische in Oberbayern nicht nur Fremde sind, sondern hier auch ein Heimatrecht haben. Ich habe das auch durch einige geschichtliche Reminiszenzen gemacht: Es gab schon in der Reformationszeit in Oberbayern wichtige Impulse. Hier hat es auch einzelne Menschen gegeben, die sich zur Lehre Luthers bekannt haben und die dann z. T. auch verfolgt wurden und als Märtyrer sogar ihr Leben lassen mussten. Diese Personen haben wir lange Zeit übersehen: Sie waren vergessen worden, weil dann 200, 300 Jahre rein katholisches Bayern folgten. Aber es ist doch ein wichtiger Impuls zu wissen, dass Bayern schon sehr frühzeitig in einem liberaleren Sinne die Öffnung der katholischen Kirche praktiziert hatte.

Lindenmeyer: Mit dem Defizit, dass wir in der evangelischen Kirche halt keinen Papst haben. Aber das ist nun nicht so ernst gemeint. Ich möchte Sie stattdessen etwas Ernsteres fragen: Sie haben promoviert, also eine wissenschaftliche Dissertation vorgelegt über die Rechtfertigungstheologie Martin Luthers aus der Sicht der katholischen Theologie. Die Ökumene, also die Beziehung zwischen diesen beiden Kirchen, ist für Sie immer ein zentrales Leitmotiv gewesen. Wie beurteilen Sie heute den Prozess der Annäherung zwischen der römisch-katholischen und der lutherisch-evangelischen Landeskirche? Man kann bei der Ökumene aber sicherlich auch noch andere Kirchen mit hinzuzählen wie z. B. die orthodoxe Kirche. Wo sind wir im Hinblick auf die Ökumene nun angekommen? Welchen Markstein haben wir erreicht?

Bogdahn: Das Thema meiner Promotion, die im Jahre 1970 veröffentlicht wurde, war im Rückblick schon beinahe ein prophetisches Thema. Denn im vorletzten Jahr haben ja die beiden großen Kirchen genau diese Frage in einer Erklärung gemeinsam verabschiedet. Das war die Erklärung zur Rechtfertigungslehre in katholischer und evangelisch-lutherischer Hinsicht und das hat im Grunde genommen das bestätigt, was ich schon vor 30 Jahren in meiner Arbeit als wünschenswert erkannt hatte: dass die katholische Kirche nämlich dabei ist, sich den Lehren Luthers zu öffnen und diese Lehren in toleranterer Weise aufzunehmen bereit ist – und ihnen nicht nur ablehnend und verketzernd gegenübersteht. Hier hat sich also in den letzten 30, 40 Jahren enorm viel entwickelt. Darüber bin ich glücklich.

Lindenmeyer: Trotz mancher Rückschläge, die es ja auch gegeben hat.

Bogdahn: Ja, es hat gelegentlich Rückschläge gegeben. Aber wenn ich die Situation heute mit der Situation von vor 30, 40 Jahren vergleiche, dann bin ich doch überaus dankbar, dass wir einen solchen Weg zueinander zurückgelegt haben. Das war vor 30, 40 Jahren wirklich noch nicht denkbar gewesen: Das hatte man sich kaum erträumen können. Da hat die Ökumene also enorm viel erreicht. Wenn ich das weiß, dann bin ich auch mit Rückschlägen oder mit Rückfällen in alte, ablehnende Haltungen auf beiden

Seiten etwas geduldiger. Diese Rückfälle gibt es auf evangelischer Seite, indem man in die alte, antikatholische Haltung zurückfällt, und es gibt sie auch auf katholischer Seite, indem man in den Anspruch der allein selig machenden Kirche zurückfällt. Ökumene jedoch heißt, dass wir als Kirchen partnerschaftlich gemeinsam unterwegs sind zu der einen wahren Kirche, die Christus gewollt hat.

Lindenmeyer: Nun sagen ja manche Kritiker, die Protestanten würden immer katholischer werden, während die Katholiken immer evangelischer werden würden. Was sagen Sie denn zu einer solchen Einschätzung dieses Prozesses?

Bogdahn: Es gibt eine Reihe von Symptomen, die diese Einschätzung bestätigen. Die Abendmahlsfrömmigkeit in der evangelischen Kirche hat z. B. enorm zugenommen: Früher fand für einen Evangelischen die Abendmahlsfeier vielleicht ein- oder zweimal im Jahr am Rande statt. Heute gibt es Kirchen und Gemeinden, wo jeden Sonntag und in jedem Gottesdienst das heilige Abendmahl gefeiert wird. Da könnte man also in der Tat sagen, dass das eine Annäherung an die katholische Gottesdienst- und Eucharistiepraxis darstellt. Auf katholischer Seite hat dafür der Stellenwert der Predigt wesentlich zugenommen. Es hat früher viel mehr katholische Messen ohne Predigt gegeben als heute. Heute macht sich eben auch der katholische Pfarrer viel mehr Gedanken darüber, was den Menschen in der Predigt von der Bibel zu sagen ist. Da sind die Kirchen wirklich aufeinander zugegangen. Ich sehe in der katholischen Kirche heute in vielen positiven Protestbewegungen wie z. B. dem Kirchenvolksbegehren vor einigen Jahren sogar evangelische Strömungen: Dort sind auf katholischer Seite im Grunde genommen reformatorische Einsichten eingekehrt, die wir bereits haben und die dort nun Platz greifen. Es ist selbstverständlich nicht so, dass aus diesem Grund nun viele katholische Christen evangelisch werden würden: Ich glaube, in diesem Sinne werden wir von dieser Bewegung nicht profitieren, aber das wäre auch gar nicht sinnvoll. Wir profitieren allerdings in dem Sinne voneinander, dass wir uns näher kommen, weil die Katholiken ein bisschen protestantischer denken gelernt haben und wir ein wenig katholischer. Bei uns ist es z. B. so, dass wir den Wert der Kirche etwas höher einzuschätzen gelernt haben, als das üblicherweise evangelischerseits der Fall ist. Auf der evangelischen Seite heißt es ja eher, dass die Kirche ein notwendiges Übel sei, das wir brauchen auf dem Weg zum Reich Gottes am Ende der Zeiten. Katholischerseits ist die Kirche jedoch ein Stück Heilsvermittlung, sozusagen ein Stück Verkörperung des Himmels auf Erden. Das fällt uns Evangelischen schwer zu denken: Dafür sehen wir die Kirche als zu vorläufig an. Dabei missachten wir aber den Wert der Gemeinschaft der Gläubigen. Dieser Wert muss jedoch in der Tat sehr hoch angesetzt werden, denn der Glaube ist nicht nur etwas Individuelles für jeden einzelnen, sondern das, was man Kirche nennt, stellt auch ein Stück gemeinschaftsbildende Kraft dar.

Lindenmeyer: Entstehen bei ökumenischen Gesprächen mit katholischen Bischöfen oder Kardinälen auch Freundschaften? Gibt es Lieblingspartner? Entwickelt sich dort eine persönliche Beziehung in dem Sinne, dass man dabei wie in der eignen Kirche Freundschaften entwickelt?

Bogdahn: Es gibt ganz herzliche und enge Freundschaften. Ich will da zunächst gar nicht von mir reden, sondern von anderen, die ich beobachten konnte. Ich war z. B. vor einigen Tagen auf einer Pfarrkonferenz im Oberbayerischen: Da haben zwei Pfarrer erzählt, dass sie einen katholischen Pfarrer sozusagen als Beichtvater haben, zu dem sie hingehen können, wenn sie etwas drückt oder belastet und der sie dann durch sein Zuhören und Beraten begleitet, ganz so wie ein Beichtvater. Das ist z. B. eine große Form von Vertrauen und Freundschaft in einem geistlichen Sinne. Es gibt aber auch ganz menschliche Freundschaften darunter: Da treffen sich meinetwegen schon seit ewig evangelische und katholische Geistliche zum

Kartenspielen oder zum Wandern. Das ist wirklich sehr häufig der Fall.

Lindenmeyer:

Sie sprechen da sehr allgemein: Wie aber ist das bei Ihnen?

Bogdahn:

Gut, nun will ich von mir sprechen. Auch bei mir gibt es die pflichtmäßigen Begegnungen mit den entsprechenden katholischen Partnern: In München sind das neben dem Kardinal noch drei Weihbischöfe. Mit diesen vier Menschen habe ich ebenso wie mit denjenigen, die aus diesem Kreis aus Altersgründen bereits ausgeschieden sind, ein sehr herzliches Verhältnis. Das ist freilich kein solches Verhältnis, dass wir uns privat treffen würden. Ich habe aber über viele Jahre und Jahrzehnte zum derzeitigen katholischen Münchner Generalvikar Doktor Simon ein Sonderverhältnis entwickelt. Mit ihm habe ich schon vor 30 Jahren evangelisch-katholische Brautleute-Tage zur Vorbereitung einer konfessionsverschiedenen Ehe gehalten. Aus dieser Zeit verbindet uns ein sehr vertrauensvolles und auch freundschaftliches Verhältnis. Wir gehen ab und zu Essen miteinander und tauschen uns gegenseitig über unsere Kümmernisse und Freuden aus. Bei meiner Verabschiedung wird auch der Generalvikar, der ansonsten selten in evangelischen Kirchen zu sehen ist, die katholischen Abschiedsworte sprechen.

Lindenmeyer:

Wie lebenslustig, wie humorvoll darf denn ein Regionalbischof sein?

Bogdahn:

Ich selbst bin in meiner Lebensart eigentlich ein fröhlicher Mensch. Ich habe von Gott zum Glück die Begabung verliehen bekommen, selbst in traurigen Stunden wieder zu einer ausgeglichenen Lebensart zu finden. Ich glaube, das spüren die Leute auch und insofern überträgt sich das auch ein Stück weit auf andere Menschen. Wenn ich z. B. junge Pfarrer in ihr Amt eingeführt habe, dann habe ich meine Predigt oft ganz bewusst mit einem humorvollen Spruch begonnen und versucht, etwas Heiteres über den Pfarrerberuf zu sagen, um ein wenig den Ernst, der auf einer solchen Veranstaltung lastet, herauszunehmen. Es lag mir also sehr daran, dass in der Kirche bei Predigten gelegentlich auch mal gelacht werden kann. Das ist umso leichter möglich, je mehr man ganz spontan etwas sagen kann, auf etwas eingehen kann, auf einen Gesichtsausdruck reagieren kann usw. Ganz leicht ist das nicht und ich wünschte mir schon noch mehr Heiterkeit und Gelassenheit. Es ist auch nicht ganz zufällig, dass der Fasching und der Karneval in katholischen Gegenden groß geworden ist: Dort, wo die Protestanten zu Hause sind, gibt es solche großen und ausgelassenen Feste nicht. Ob das im Hinblick auf den Humor der Weisheit letzter Schluss ist, kann man bezweifeln, aber ein bisschen mehr Heiterkeit täte den Evangelischen schon nicht schlecht.

Lindenmeyer:

Wird von Ihnen erwartet, dass Sie ein Vorbild sind? Von jungen Theologen, von Menschen in der Gemeinde?

Bogdahn:

Es wird schon erwartet und wir erwarten ja auch von einem Pfarrer, der sein Amt übernimmt, dass er seiner Gemeinde gegenüber ein Vorbild ist. Man muss sich allerdings selbst und auch anderen die Frage stellen, worin denn dieses Vorbild-Sein besteht. Das Vorbild-Sein kann nicht in einer völligen Fehlerlosigkeit bestehen. Das ist wie bei Eltern: Eltern, die alles richtig machen, sind für Kinder erdrückend und in dem Sinne kein sehr gutes Vorbild. Stattdessen geht es darum, dass wir darin ein Vorbild sind, wie wir mit den erfreulichen, aber auch mit den problematischen Seiten des Lebens umgehen und wie wir auch mit den Fehlern und Schwächen umgehen, die man selbst hat oder die man bei anderen vorfindet. Dabei besteht eben meiner Meinung nach das Vorbild-Sein in einer gnädigen Umgangsform mit Fehlern: mit eigenen Fehlern und mit Fehlern anderer. Es geht darum, dass man nicht in einem perfektionistischen Sinne vernichtend mit Fehlern umgeht und jemanden bedroht, der einen Fehler gemacht hat. Man darf sich aber auch selbst bei Fehlern nicht zu tief herabsetzen. Das ist für mich wirklich ein ganz wesentlicher Punkt, der auch aus der reformatorischen

Lehre der Rechtfertigung des Sünders folgt: Man muss die Chance zu einem Neuanfang geben, wenn irgendetwas vermässelt worden ist. Darin liegt, wie ich meine, das Hauptvorbild eines Christen gegenüber anderen Menschen und nicht darin, dass er etwas Besseres oder Heiligeres darstellen möchte. Wenn er das sein wollte und diese Rolle auch noch spielt, dann wird er eines Tages umso schlimmer auf die Nase fallen. So habe ich eben immer Angst vor denjenigen, die Vollkommenheit demonstrieren: Das kann niemand durchhalten.

Lindenmeyer: Ich habe Sie das auch deshalb gefragt, weil Sie selbst Probleme bekommen haben in der öffentlichen Berichterstattung. Es ist ja bekannt, dass in München in der evangelischen Kirche Unregelmäßigkeiten zu beobachten waren. Es gab verschiedene Presseberichte darüber. Insbesondere der Regionalbischof des Kirchenkreises München-Oberbayern ist immer wieder persönlich angegriffen worden. Übrigens nicht nur von außen: Die Angriffe kamen nicht nur von Medien wie dem "Spiegel", der von "Verantwortungsbrei" gesprochen hat, wo sich keiner stellen mag. Stattdessen wurden Sie z. B. auch aus der bayerischen Landessynode heftig angegriffen. Wie sind Sie damit umgegangen? Mit der Tatsache, dass hier doch ein Vorbild gesucht wird, das Verantwortung zu tragen hat und das die Konsequenzen aus einer solchen Verantwortung angeblich zu ziehen habe?

Bogdahn: Diese Erfahrung war sehr bedrückend für mich – und für andere auch. Wir haben eine Krise erlebt, die uns in der öffentlichen Wirkung erschüttert hat, die auch mich persönlich erschüttert hat. Es war letztlich keine Finanzkrise, sondern eine Buchungskrise, wie sich später herausgestellt hat. Das heißt, in einer bestimmten Situation hatte das Kirchenamt München als Verwaltungsstelle Buchungen hilfsweise auf ein Konto abgelagert, die nicht ordnungsgemäß verbucht waren. Auf diesem Hilfskonto hat sich dann immer mehr an Geld angestaut: Dieser Betrag hat im Laufe der Zeit eine Millionenhöhe angenommen. Die Gelder waren also nicht verschwunden, sondern sie waren nur nicht ordnungsgemäß verbucht. Dadurch war aber eine Unsicherheit entstanden, ob tatsächlich Geld fehlt oder nicht. Wir haben jetzt nach Abschluss der gesamten Nachbuchung feststellen können, dass kein Geld fehlt. Das Ganze war also keine Finanzkrise und es hat auch keiner in die Kasse gegriffen, sondern es war eine Verwaltungskrise. Nun war natürlich die Frage an mich: Was verstehe ich von Verwaltung? Wie kann ich die Verwaltung kontrollieren? Kann ich sagen, dass die eine Buchung richtig und die andere falsch ist? Das kann ich nicht, denn dazu bin ich als Theologe gar nicht ausgebildet. Ich bin darauf angewiesen, dass andere zu mir sagen: "Pass' auf, hier liegt eine Unregelmäßigkeit vor und du als Vorgesetzter musst nun eingreifen." Diese Mitteilung hatte ich so nicht bekommen. Sie war auch anders geregelt: Es waren bei uns die Juristen für solche Verwaltungsfragen zuständig und nicht die Theologen. Nur, als Oberhirte passiert es einem eben, dass von Seiten der Presse selbstverständlich immer derjenige ausgesucht wird, den man kennt und dessen Kopf, wenn er denn sozusagen "rollen" würde, die größte Sensation darstellen würde. So hatte sich eben das Interesse auf mich konzentriert, wiewohl nachweislich war, dass ich hier tatsächlich nicht verantwortlich war und daher auch nicht zuständig sein konnte: jedenfalls gemäß der bisherigen Regelung. Dadurch bin ich in die Mangel geraten und konnte mich auch nicht mehr selbst verteidigen: Ich war also dem Geschehen der öffentlichen Meinungsbildung ausgesetzt. Ich habe dabei mit Erschrecken gesehen, dass mit einem selbst das Gleiche passiert wie mit anderen, die öffentlich in die Mangel genommen werden. Man liest ja jeden Tag Zeitung und erfährt dabei von diesem und jenem und ahnt gar nicht, was das für den Einzelnen, der davon betroffen ist, wirklich bedeutet. Es hat mich große innere Kräfte und auch viele Gespräche gekostet, um mir darüber klar zu werden, dass ich ein reines Gewissen habe und dass

ich, wenn ich in meinem eigenen Gewissen gerechtfertigt bin, dann auch keine äußere Konsequenz ziehen muss, d. h. dass ich mein Amt nicht aufgeben muss, wenn ich ein reines Gewissen habe.

Lindenmeyer: Sie gehen aber nun doch vorzeitig in den Ruhestand: Hat das damit etwas zu tun?

Bogdahn: Nein, den Plan, etwas vorzeitiger in Ruhestand zu gehen, hatte ich schon länger gefasst. Das hängt damit zusammen, dass wir alle Pfarrer meiner Altersstufe dazu aufgefordert haben, ihr Amt ein oder zwei Jahre früher zur Verfügung zu stellen, um den reichen Theologennachwuchs aufnehmen zu können, der arbeitslos vor der Türe stand. So haben wir mit einer Art Vorruhestandsregelung die Pfarrer dazu angeregt, frühzeitiger zu gehen. Alle Pfarrer meines Jahrgangs in meinem Kirchenkreis sind schon im Ruhestand und deswegen musste ich mir natürlich längerfristig die Frage stellen, ob ich denn als Einziger nur deshalb, weil ich ein höheres Amt bekleide, das Recht habe, länger zu bleiben. Das habe ich verneint und sage daher: "Nein, ich gönne mir auch eine etwas frühere Ruhestandsterminierung." Ich hatte das also schon länger in der Weise vor. Dann erst kam diese Rücktrittsforderung dazwischen. Da wusste ich: Wenn ich jetzt sage, ich gehe wie geplant vorzeitig in den Vorruhestand, dann wird doch jeder sagen, dass ich nun resigniert hätte. Ich war jedoch zu der Erkenntnis gekommen, dass eine Resignation meinerseits überhaupt nichts bringt: dass das keine Klärung bringt und dass mein Nachfolger vor den gleichen Fragen stehen würde wie ich auch. Deswegen beschloss ich, dass ich mein Amt in der Verantwortung, die mir übertragen worden ist, so auch wahrnehmen muss. Diese Haltung hat sich bewährt und wird nun auch von allen anerkannt: Die Angriffe haben aufgehört und ich bekomme jetzt auch sehr viel Lob zu hören – auch dafür, dass ich in der damaligen Zeit nicht vorschnell den Bettel hingeworfen habe.

Lindenmeyer: Sie waren ja auch lange Zeit ständiger Vertreter des Landesbischofs: Wie kann man sich das genauer vorstellen? Gibt es da in der Kirchenleitung auch so etwas wie einen Kabinettszwang? Funktioniert das wie ein Bundeskabinett oder ein Kabinett einer Staatsregierung? Der Bischof leitet das "Kabinett", die Vollversammlung der Oberkirchenräte stellt quasi die Regierungsmannschaft und Sie sitzen als Stellvertreter, als "Vizekanzler" dementsprechend auch auf der "Regierungsbank"?

Bogdahn: Ja, das ist mit dem Kabinettszwang schon vergleichbar. Das Wort "Zwang" klingt vielleicht etwas zwanghaft, aber wir haben ein so genanntes Kollegialprinzip: Das heißt, alle Mitglieder des Landeskirchenrates – das waren bisher 16 Leute – unterliegen sozusagen dem Kollegialprinzip. Wenn also das Kollegium etwas beschlossen hat, dann vertreten auch alle Mitglieder des Kollegiums diesen Beschluss nach außen und treten dort nicht in Widerspruch zu einem solchen Beschluss. Das bindet sicherlich, aber das schützt auch den Einzelnen. Insofern empfinde ich das Kollegialprinzip als Leitungsprinzip für eine Kirche durchaus als angemessen. Manchmal wünschen sich natürlich die Betroffenen außerhalb dieses Kollegiums bei einem solchen Beschluss, dass einer sagt: "Ich persönlich stehe für diesen Beschluss ein und kann ihn erklären!" Das heißt, die Außenstehenden würden sich dann nicht immer einer Front von 16 Personen gegenüber sehen.

Lindenmeyer: Das heißt, man kann sich dabei besser tarnen.

Bogdahn: Ja, man kann sich dabei besser tarnen. Das ist für den "Abnehmer" außen, der einen Beschluss mitgeteilt bekommt, schwieriger zu verkraften, als in dem anderen Fall, wenn einer einen Beschluss gefasst hat und er diesen Beschluss dann dem anderen auch mitteilt. Dieser Betroffene kann dann nämlich noch einmal bei einer konkreten Person zurückfragen. Da das aber nicht so ist, steht dieses Kollegium immer als eine Art Übermacht im

Vordergrund. Wir haben das insofern schon etwas gelockert, weil wir an bestimmten Punkten die Referatsvollmachten erweitert haben: Das sind die Vollmachten darüber, was man innerhalb eines Referats beschließen und nach außen vertreten kann. Das betrifft auch das, was ich als Regionalbischof verantwortlich tun kann, ohne das Kollegium fragen zu müssen. Da sind in den letzten Jahren bestimmte begrenzte Vollmachten erweitert worden. Aber prinzipiell gilt nach wie vor dieses Kabinettsystem.

Lindenmeyer: In der katholischen Kirche heißt es: "Wer zum Priester geweiht ist, bleibt lebenslänglich Priester!" In der evangelischen Kirche ist das ganz ähnlich: Es gibt fast keinen Pfarrer im Ruhestand, der nicht dennoch auf die Kanzel steigt, predigt und in der Urlaubsseelsorge auch gelegentlich mal eine Vertretung macht. Was haben Sie vor im Ruhestand? Gibt es da schon konkrete Planungen?

Bogdahn: Das werde ich jetzt sehr oft gefragt und ich halte diese Frage auch für berechtigt. Ich selbst habe nun elf Jahre in einem hohen Amt hinter mir, in einem Amt, das mich enorm gefordert und belastet hat durch Termine und Zwänge, die ich erfüllen musste. So ist mein Hauptwunsch für den Ruhestand, dass ich zuerst einmal etwas frei von Zwängen über mich selbst verfügen kann. Ich drücke das gerne so aus: Ich habe bis jetzt überwiegend die Pflicht des geistlichen Amtes erfüllt, wenn auch gerne erfüllt, und stehe nun vor der Kür. Ich will also Dinge erleben, die ich machen kann und nicht machen muss. Es hat sich bei mir ein regelrechter Stau ergeben im Hinblick auf das Lesen von Büchern, auf das ins Kino gehen, auf die Kultur und das Theater usw. Das liegt mir alles sehr am Herzen.

Lindenmeyer: Werden Sie auch Bücher schreiben?

Bogdahn: Bücher schreiben würde ich am liebsten. Aber ich will nicht irgendein Buch schreiben, das dann keiner liest. Also muss ich mir genau überlegen, ob ein Bedarf nach dem vorhanden ist, was ich bieten kann. Ja, ich würde schon gerne noch ein zweites Buch schreiben – denn ich hatte damals ja auch meine Promotion als Buch herausgegeben. Es gibt also schon eine Reihe von Dingen, die ich gerne machen würde. Das gilt auch für den Bereich meiner Hobbys: Ich radle z. B. sehr gerne und hege auch ein paar kleinere Reisepläne. Das sind keine weltweiten Reisepläne, sondern bescheidenere Pläne, denn ich kenne z. B. noch nicht einmal alle Städte im Osten Deutschlands, die ich gerne kennen würde. In diesen Städten möchte ich mich doch gerne noch ein wenig umschaun.

Lindenmeyer: Welchen Rat geben Sie Ihrer Nachfolgerin Susanne Breit-Keßler im Amt der Regionalbischofin?

Bogdahn: Ich gebe ihr den Rat – auch aufgrund der Tatsache, dass sie eine Frau ist –, die Chancen zu nutzen, die sie hat, um in Oberbayern das Evangelische noch stärker bewusst zu machen, die eigenen Mitglieder zu stärken und bei anderen das Bewusstsein zu schärfen, dass es gut ist, dass es Evangelische in Oberbayern gibt.

Lindenmeyer: Eigentlich möchte ich nun "Abschied von Hochwürden" nehmen, wie ich das am Anfang schon gesagt habe: Das tue ich aber nicht. Trotzdem möchte ich Sie aus dieser Sendung nicht entlassen, ohne nicht doch noch eine bestimmte Frage zu stellen: Gibt es einen Text, einen Satz aus der Bibel, ein Bibelwort, das Sie durch Ihr Leben begleitet hat und das Ihnen besonders wichtig war?

Bogdahn: Mir geht es so wie vielen evangelischen Christen, mir ist der 23. Psalm ganz besonders wichtig: "Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Das ist ein Schatz an Geborgenheit: Gerade in Zeiten, in denen der Mangel groß ist, ist die Zusage, es wird nichts mangeln, etwas Herrliches. Das ist eine Zukunft, eine Hoffnung, auf die ich hinlebe und auf die ich mich freue.

Lindenmeyer: Meine Damen und Herren, heute war im Alpha-Forum Martin Bogdahn zu Gast, der scheidende Regionalbischof des Kirchenkreises München-Oberbayern. In der Kirche müsste man an dieser Stelle nun "Amen" sagen, aber schließlich sind wir hier nicht in der Kirche. Stattdessen sage ich Ihnen, Herr Doktor Bogdahn, herzlichen Dank und bei Ihnen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, bedanke ich mich für Ihr Interesse an diesem Gespräch.

© Bayerischer Rundfunk